

# Demokratie in Deutschland

## Wer unsere Ordnung fördert und fordert

**Die Demokratie ist und bleibt das große Wagnis der Neuzeit. Immer wieder legen totalitäre Regime, repressive Machthaber und gewissenlose Ideologien Zeugnis davon ab, dass Modernisierung und Demokratisierung durchaus nicht Hand in Hand gehen. Die Krise der Repräsentation hat zudem für ein Schwinden der Demokratie im Innern gesorgt, so dass die Zukunft der Demokratie – auch in Deutschland – mit einem ernsten Fragezeichen versehen werden muss. Doch wie können wir dieser Krise begegnen? Eine Antwort auf diese fundamentale**

**Frage versuchte die Katholische Akademie in Bayern am Abend des 12. Juni 2019 zu geben. Vor knapp 100 Gästen sprachen Dr. Franz-Josef Overbeck, Bischof von Essen, und Prof. Dr. Dieter Thomä, Professor für Philosophie an der Universität St. Gallen, über die Erfordernisse unserer Demokratie – mit dem Ergebnis, dass Demokratie nur dann überlebt, wenn ihr die Verhältnisbestimmung von Ordnung und Störung, Tugendmenschen und Störenfried, in einem elementaren Sinne gelingt. Lesen Sie nachfolgend die beiden Referate des Abends.**

## Demokratie braucht Tugenden!

Bischof Franz-Josef Overbeck

Sehr geehrter Herr Professor Thomä, sehr geehrter Herr Esslinger, meine sehr geehrten Damen und Herren, ich freue mich sehr, hier zu sein und zum breiten Thema unserer Demokratie einige enger gefasste Gedanken zu präsentieren. Eine zentrale Frage lautet, wer unsere Demokratie fördert und wer sie fordert. Das lässt sich in dieser Gegensätzlichkeit nicht beantworten. Letztlich kommt es darauf an, dass alle – jeder und jede Einzelne – beides tun: dass sie unsere Demokratie zum einen fördern und zum anderen fordern. Das aber geht nicht ohne Tugenden, die Teil jener ungeschriebenen Voraussetzungen sind, aus denen heraus unsere Demokratie lebt. In diesem Sinne unternehme ich im Folgenden den Versuch einer Differenzierung.

### I.

Nach dem Ende des Kalten Krieges schien allgemein gewiss, was viele schon lange erhofft hatten: die Überwindung einer Bipolarität zweier gegnerischer ideologischer Blöcke, eine zunehmend engere Kooperation in der Europäischen Union, die umfassende Achtung der Menschenrechte und ein globaler Sieg der liberalen Demokratie. Diese damals gespürte Zuversicht ist heute geschwunden. Stattdessen beobachten wir weltweit ein erneutes Erstarken des Autoritären sowie von populistischem und extremistischem Gedankengut. Viele Staaten handeln nicht länger nach dem gesetzten Prinzip, sich auf internationalem Parkett mit wechselseitigem Respekt zu begegnen und zwischenstaatliche Beziehungen mit den Mitteln des Rechts zu gestalten. Vielmehr nutzen sie Mittel der Machtpolitik und formulieren das Ziel, ihre nationalen Interessen ohne Rücksicht auf andere durchzusetzen: Im Resultat verhärtet sich das Diktum „My country first“ in die Forderung „My country only“. Manchen



Dr. Franz-Josef Overbeck, Bischof von Essen sowie Vorsitzender der Kommission für gesellschaftliche und soziale Fragen der Deutschen Bischofskonferenz

Beobachtern erscheinen in diesem Zusammenhang viele rechtsstaatliche Demokratien auch innenpolitisch als angreifbar. Es verstärkt sich der Eindruck eines Vertrauensverlustes in demokratische Strukturen und Prozesse. Gegenüber individualistischen Egoismen scheinen Werte und Prinzipien wie Frieden, Demokratie, Solidarität und die Herrschaft des Rechts an Bedeutung zu verlieren.

### II.

Die Demokratie ist aber kein bloßes Institutionengefüge, wengleich sie in vielen Fällen gerade aufgrund ihrer Institutionen in die Kritik gerät. Vertrauen

in die Demokratie ist mithin nichts Selbstverständliches. Jedoch können abstrakte Institutionen und große Organisationen nicht bestehen, ohne mit handelnden Personen – mit Gesichtern – verknüpft zu sein. Das menschliche Phänomen Vertrauen ist untrennbar mit anderen Menschen und deren Handlungen verbunden. Vertrauen in die Demokratie in Deutschland und Europa lebt davon, dass nicht nur auf abstrakte Prozesse und rechtliche Rahmenbedingungen gebaut werden kann. Darüber hinaus bedarf die Demokratie – nach Ernst-Wolfgang Böckenförde – der Einhaltung ungeschriebener Voraussetzungen. So muss beispielsweise der Rechtsstaat, den Papst Johannes Paul II. in seiner Enzyklika *Centesimus annus* von 1991 mit der „Grundlage einer richtigen Auffassung vom Menschen“ verbindet, von allen Menschen auch ohne staatliches Zutun beachtet werden: Das Spiel muss fair verlaufen, auch wenn kein Schiedsrichter auf dem Feld steht.

### III.

Den Begriff des Vertrauens haben die Deutsche Bischofskonferenz und der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland im April dieses Jahres als zentralen Aspekt in ihrem Gemeinsamen Wort zur Demokratie thematisiert. Wir sprechen darin im Sinne solcher ungeschriebenen Voraussetzungen von einer „demokratischen Sittlichkeit“. Im Sinne der katholischen Soziallehre läuft dies auf eine Orientierung am individuellen Wohl jedes und jeder Einzelnen sowie am Gemeinwohl hinaus. Konkret gesprochen fassen wir darunter insbesondere den Respekt des jeweils Anderen, die Anerkennung demokratischer Spielregeln, eine Bereitschaft zum Kompromiss sowie die Akzeptanz von Mehrheitsentscheidungen, selbst wenn man anderer Meinung ist. Eine gesunde Demokratie braucht einen breiten gesellschaftlichen Konsens über die unbedingte Einhaltung dieser und anderer demokratischer Normen. Das gilt im Übrigen sowohl im analogen Bereich als auch digital im Internet und in sozialen Netzwerken.

### IV.

In der Realität sehen wir aber vielfach die Missachtung dieser Regeln, wobei die in der Einladung zu der heutigen Veranstaltung genannten „Störenfriede“ und „Trittbrettfahrer“ nicht immer eindeutig der politischen Mitte oder dem ideologischen Rand zugeordnet werden können. Letztlich sind in dieser Frage die „Guten“ oder „Wohlmeinenden“ gegenüber den „Bösen“ und „Radikalen“ zuweilen schwierig abzugrenzen. Fest steht zwar, dass funktionierende und dauerhaft lebensfähige demokratische Systeme einer breiten Unterstützung aus und in der Mitte der Gesellschaft bedürfen. Dann halten sie in aller Regel auch ideologische Ausfransungen an ihren Rändern aus. Wenn aber die sozialen und ökonomischen Bedingungen immer größere Bevölkerungsteile sprichwörtlich an den Rand drängen, werden politische und ideologische Außenpositionen gestärkt. Spätestens, wenn dann nicht mehr von der Mitte her gedacht wird, sondern wenn die politischen Ränder den Ausgangspunkt politischer Programmatik bilden, dann wird aus dem Ideal des Konsenses schnell die Gefahr des Konfliktes.

### V.

In diesem Moment schlägt die Stunde der Populisten. Sie propagieren einen vermeintlich einheitlichen Volkswillen und kritisieren gesellschaftlichen Pluralismus als Irrweg. Sie geben einfache

Antworten auf komplexe Fragen und versprechen Eindeutigkeit und Sicherheit in einer als unübersichtlich und unsicher erfahrenen Welt. Oft ist damit ein „Rückzug ins Vertraute“ verbunden. Populisten versprechen verunsicherten Menschen den zweifelhaften Schutz des vermeintlich Eindeutigen. Sie blenden Probleme aus und schaffen sich in ihrem persönlichen Nahbereich – sei das analog in ihrem Heimatort oder online in Gruppen Sozialer Netzwerke – eine heile, vertraute Welt. Solche „Vereindeutigungsmuster“ gehen in der Regel mit der Konstruktion von Feindbildern einher, die für reale Probleme verantwortlich gemacht werden. Beschuldigungen reichen von Einzelpersonen (Angela Merkel) über soziale Gruppen (die Flüchtlinge) bis hin zu abstrakten Institutionen (Brüssel). Als Kernelemente von Bedrohungsszenarien rechtfertigen sie vermeintliche Schutzmaßnahmen zur Förderung nationaler, regionaler oder gruppenbezogener Interessen. Hier nähern wir uns nun wieder der Anfangsthese, dass Förderer und Forderer der Demokratie nicht immer zweifelsfrei voneinander unterschieden werden können. Vor allem dann, wenn Demokratinnen und Demokraten auf populistische Parolen bloß durch die (Gegen-)Konstruktion eigener Feindbilder (die Populisten) reagieren. Dann ist die Gefahr gegeben, die berechtigte Anmerkung von Kritikwürdigem zu überhören und das Gegenüber pauschal als Populisten respektive Extremisten zu bezeichnen oder anderswie abzuwerten – und somit gegen die genannte demokratische Sittlichkeit zu verstoßen.

### VI.

Anstand und Wahrhaftigkeit sind ebenso wie die demokratischen Tugenden im engeren Sinne – allen voran Respekt vor Andersdenkenden, Aufgeschlossenheit für die Argumente des politischen Gegners, Kompromissorientierung und Geduld – Verhaltensmuster, ohne die die freiheitliche Ordnung nicht existieren kann. Gerade deshalb empfinde ich es als paradox, dass Tugenden im öffentlichen Diskurs in letzter Zeit häufig so dargestellt werden, als würden sie vielmehr Unfreiheit statt Freiheit fördern. Denken Sie nur an den provokanten Titel des Buches von Thilo Sarrazin: *Der neue Tugendterror. Über die Grenzen der Meinungsfreiheit in Deutschland*. Mit dem Begriff Terror verbinden wir Zwang und Druck, die Verbreitung von Angst und Schrecken durch Gewalt. Jemand, der Tugendterror ausübt – so die Assoziation –, dem kann es nur um Unterdrückung der Freiheit anderer gehen. Um diesem Zerrbild entgegenzuwirken, werde ich im Folgenden eine andere Perspektive vorstellen und zeigen, welche Schlüsselrolle Tugenden in unserer liberalen Demokratie spielen.

### VII.

Mit dem Philosophen Ernst Bloch lässt sich sagen, dass Menschen „Haltungsbilder“ brauchen, an denen sie sich orientieren können. Diese Haltungsbilder sind nicht mit Vorbildern oder Idolen zu verwechseln, die man einfach passiv nachahmen oder kopieren will. Was Haltungsbilder für das eigene Leben bedeuten, gilt es selbst aktiv in Freiheit zu entdecken. Sie sind „keine Abziehbilder, sondern aufregende Wegweiser dafür, den eigenen Weg in produktiver und konstruktiver Auseinandersetzung mit Modellen des guten Lebens zu finden.“ Tugenden sind solche Haltungsbilder. Sie lassen sich als innere Antriebskräfte beschreiben; als verbindliche Einstellungen zum guten



Foto: akg-images / MPortfolio / Electa

Mit der Enzyklika *Centesimus annus* von 1991 verknüpfte Johannes Paul II. – das Bild zeigt ihn während seines Washington-Aufenthalts 1979 – das Konzept des Rechtsstaats mit der richtigen Auffassung vom Menschen.



Foto: akg-images / picture-alliance / dpa

Es war die Einsicht von Ernst Bloch, dass Menschen Haltungsbilder brauchen, um eine verbindliche Einstellung zum guten Leben entwickeln zu können. Zu sehen ist Bloch (li.) bei der Verlei-

hung des Friedenspreises 1967 durch Friedrich Georgi (re.), dem Vorsteher des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels.

Leben. Die Herausforderung heute besteht darin, universelle Tugenden zu beschreiben, über die wir eine allgemein verbindende, zumindest vage Auffassung dessen gewinnen können, was wir denn als das menschlich Gute verstehen. Ein solches, universelles Verständnis von Tugenden muss den pluralen Lebenswirklichkeiten unserer Zeit Rechnung tragen, darf aber auch nicht als beliebig aufgefasst werden. Es gibt Erfahrungsbereiche, die mehr oder weniger zu jedem menschlichen Leben

dazugehören, das heißt, in denen jeder Mensch Entscheidungen treffen und sich in irgendeiner Weise verhalten muss. Dabei sind wir als Menschen durchweg mit einer Vielzahl von möglichen Handlungsoptionen konfrontiert, die sich in der Bewertung zum Beispiel als gut oder schlecht charakterisieren lassen. Tugenden, das heißt, sich aktiv zu eigen gemachte Haltungsbilder befähigen uns dazu, die Bedeutung bestimmter Handlungsoptionen erkennen, bewerten und besser einschätzen zu können.

#### VIII.

Sie lassen sich auch sehr direkt den menschlichen Erfahrungsbereichen zuordnen, was sich am Beispiel der „Kardinaltugenden“ veranschaulichen lässt. Bei Furcht vor großen Schäden, insbesondere vor dem Tod, ist die Tugend der Tapferkeit gefragt – heute würde man vielleicht eher von Zivilcourage sprechen; beim geistigen Leben die Klugheit, bei der Frage der nach der Verteilung von begrenzten Ressourcen die

Gerechtigkeit und bei körperlichen Begierden und den damit verbundenen Freuden die Tugend der Mäßigung. Natürlich bleibt immer strittig, was denn nun wirklich tapfer, klug, gerecht und maßvoll ist. Darüber lohnt es sich zu streiten und es ist auch gut, dass darüber gestritten wird. Hier zeigt sich aber, dass die Erfahrungsbereiche, die die Bezugspunkte für Tugenden bilden, jeweils ein essentieller Teil des Lebens eines jeden Menschen sind, da wir alle in irgendeiner Form immer zu ihnen Stellung nehmen müssen. Sie bilden eine universale Grundlage, die sich als unbeliebig verstehen lässt. Jede Tugend lebt also von der Bereitschaft, in dem jeweiligen Erfahrungsbereich richtig zu entscheiden und zu handeln, worin dies auch bestehen mag. Aber, und das ist der entscheidende Punkt, ein so verstandener Tugendbegriff fördert Freiheit und schränkt sie nicht ein. Tugenden bleiben trotz, oder vielleicht sogar aufgrund ihres universalen Charakters und ihrer sozialen Vermittlung primär eine individuelle Angelegenheit, denn jeder einzelne Mensch muss letztendlich für sich selbst und vor seinem Gewissen entscheiden, wie ‚tugendhaft‘ er in den unterschiedlichen Erfahrungsbereichen seines Lebens handelt und was das für ihn bedeutet.

#### IX.

Ein Blick auf die Fridays-for-Future-Bewegung macht deutlich, dass plötzlich ganz neue tugendethische Perspektiven für die Auseinandersetzung mit der Frage nach einem guten Leben zentral werden, die vor wenigen Jahren noch gar keine Rolle gespielt haben; denken Sie zum Beispiel an den Begriff der Nachhaltigkeit. Die öffentliche Diskussion über FridaysForFuture zeigt, dass viele Menschen auf die implizite Infragestellung ihres Lebensstils mit Abwehr reagieren, da sie nicht dazu bereit sind, ihre alten Gewissheiten und Vorstellungen eines guten Lebens aufzugeben. Dieser Konflikt wird zuweilen mit einer Schärfe geführt, als stünde die Enteignung des PKWs oder das Flugverbot für Urlaubsreisen unmittelbar bevor. Deshalb gilt es, noch einmal auf den Charakter von Tugenden hinzuweisen: Sie sind eben keine Gesetze, obgleich natürlich jedes gute Rechtssystem darauf angewiesen ist, dass seine Urheber sich an Tugenden orientieren. Hier deutet sich schon an, dass es keine strikte Trennung zwischen dem Individuellen und dem Sozialen gibt, sondern beide Ebenen vielfach miteinander verschränkt sind. Der politische Philosoph John Rawls beschreibt in diesem Sinne Gerechtigkeit auch als „eine Tugend sozialer Institutionen“. Tugenden sind auch keine Normen und sollten auch nicht als solche missverstanden werden. Es wäre ein Fehlschluss, das persönliche Haltungsbild in seiner individuell angeeigneten Form moralisch zu überhöhen und dafür universelle Verbindlichkeit zu beanspruchen. Wie gezeigt, kommt den Tugenden zwar ein universaler Charakter zu, nicht aber in der spezifischen Form ihrer individuellen Aneignung. Was es zum Beispiel konkret heißt, gerecht, maßvoll und nachhaltig zu leben, lässt sich niemals final bestimmen, sondern darf und muss immer Gegenstand der gesellschaftlichen Auseinandersetzung und Vergewisserung über Gerechtigkeit und das gute Leben sein. Auch davon lebt unsere Demokratie. Andererseits finde ich es verwerflich, wenn Menschen medial verunglimpft werden und unter Druck geraten, weil sie fest zu ihren Grundsätzen stehen, die freilich den Kriterien für demokratische Sittlichkeit entsprechen sollten. So lässt sich mit Blick auf den Einladungstext fragen, welche Zuschreibung wohl



Foto: Kiderle

Die FridaysForFuture-Bewegung zeigt neue tugendethische Perspektiven auf. Unser Foto zeigt eine Demonstration im Münchner Stadtteil Schwabing, als die Schüler(innen) zu einer Veranstaltung

der Katholischen Akademie in Bayern (Churches for Future?) zogen. Diese ist dokumentiert in „zur debatte“ Heft 1-2020.



Wie unerlässlich Tugenden für eine funktionierende Demokratie sind, bannte erstmals der kürzlich verstorbene Staatsrechtler Ernst-Wolfgang Böckenförde ins Wort – heute bekannt als das Böckenförde-Diktum.

Greta Thunberg gerecht wird: Ist sie ‚Störenfried‘ oder ‚Tugendheldin‘? Fördert oder fordert sie die Demokratie? Ich denke, dass die Antwort auf der Hand liegt. Als Störenfried ist sie eine Tugendheldin. Sie fördert die Demokratie, gerade weil sie uns alle herausfordert.

#### X.

Wenn wir über Tugenden sprechen, dann sprechen wir auch immer über unsere verbindlichen Einstellungen zum guten Leben. Es wird also persönlich, denn es geht dabei um Identitätsfragen. Wie kann ich für mich das rechte Maß finden zwischen unbeweglicher, allzu selbstgewisser Überheblichkeit und einer Haltung, die sich stets nach dem

Wind richtet, weil sie – im negativen Sinne des Wortes – selbstlos und ohne festen Standpunkt ist? Hier gilt es, im aufrechten Gang eine gute Mitte auszumachen. Der aufrechte Gang „enthält Selbstachtung, aber nicht Selbstgefälligkeit. Er achtet die Auffassung des anderen, aber er unterdrückt nicht den Widerspruch, auf den der andere ein Recht hat. Er macht den Menschen in diesem Sinne ‚echt‘, dass zwischen seinen Worten und seinen Handlungen kein Widerspruch auftaucht.“

Die Demokratie braucht Menschen, die in diesem tugendethischen Sinne gelernt haben, aufrecht zu gehen. Sie sind in der Lage, die Demokratie in einem guten Sinne zu fördern und zu fordern! □

## Demokratie braucht Störenfriede!

Dieter Thomä

### I.

Es gab vor vielen Jahren diesen Satz, der sehr populär war: Stell dir vor, es ist Krieg, und keiner geht hin. Dieser Satz hatte etwas geradezu unverschämte Fröhlichkeit, weil damit ein einfacher Weg in eine Zukunft geboten war, bei der der Krieg tatsächlich dann gar nicht mehr stattfindet – mangels Protagonisten. Wenn ich auf die aktuelle politische Diskussion nicht nur in Deutschland, sondern in vielen westlichen Ländern blicke, dann legt sich unweigerlich eine Abwandlung dieses Satzes nahe: Stell dir vor, es ist Demokratie, und keiner geht hin. Bischof Overbeck hat die Politikverdrossenheit und die Wählerverdrossenheit angesprochen. Und in diesem speziellen Punkt bin ich tatsächlich mit Herrn Bischof vollkommen einig, wenn er sagt, Demokratie bestehe nicht nur aus Institutionen, sondern in erster Linie aus Demokraten, also handelnden Personen. Ohne handelnde Personen wären Demokratien leere Hüllen, und eine Abstimmung mit den Füßen, die diese Hüllen sich selbst überlässt, ist ja tatsächlich etwas, was wir beobachten können, zum Teil durch stille Abstinenz, zum Teil aber auch durch aggressive Abkehr. Und dann gibt es zum Teil die Tendenz, dass innerhalb einer Demokratie die Mittel oder die Angebote, die eine Demokratie macht, zur Abschaffung derselben missbraucht werden – dass also zum Beispiel die Meinungsfreiheit benutzt wird, um diese bis an die Grenze nicht nur des persönlichen Affronts, sondern bis an die Grenze der institutionellen Infragestellung auszunutzen.

Wenn Demokratien Demokraten brauchen, dann brauchen sie Handelnde. Handelnde müssen verfügen über Einstellungen und Haltungen. Haltungen haben nach guter alter philosophisch-theologischer Lehre – da sind wir ganz einig – zu tun mit Tüchtigkeiten, mit Fähigkeiten, mit einem Vermögen, und auch mit Tugenden. Sie wissen vielleicht, dass das griechische Wort für Tugend oft auch ganz schlicht mit Tüchtigkeit übersetzt werden kann, also: etwas können. Und das Können der Demokraten besteht tatsächlich in der Bereitschaft, ja geradezu in der Inbrunst, sich für diese Staatsordnung einzusetzen. Es ist sicher ein Problem einer weidwund geschossenen Demokratie heute, dass dieses Bewusstsein der täglichen praktischen Erneuerung und Bestätigung von Demokratie sich bei den Demokraten oder denen, die sich dafür halten, abgeschliffen hat, und zwar deshalb, weil sie eben für selbstverständlich genommen worden ist mit der rosaroten Brille des post-1989-Bildes der Welt.

### II.

Das heißt also, es sind hier diese Tugenden, die wir brauchen. Nun möchte ich heute aber über Störenfriede reden: Die Störenfriede, die die Demokratie braucht, sind spezielle. Demokratie kann nicht alle Störenfriede brauchen, sondern nur bestimmte. Ich habe nun – das ist einer der Gründe, warum ich eingeladen worden bin – so ein ganzes riesengroßes Buch über Störenfriede geschrieben und habe da vorgeschlagen, verschiedene Typen zu unterscheiden. Diese Unterscheidungen will ich Ihnen jetzt nicht ausbreiten – das würde zu



Prof. Dr. Dieter Thomä, Professor für Philosophie an der Universität St. Gallen

lange dauern –, aber doch kurz anreißen. Mein Vorschlag ist, dass es eigentlich zwei Gruppen von Störenfriede gibt, nämlich die guten und die schlechten, und entsprechend braucht Demokratie natürlich nur die guten.

Nun, was sind die schlechten Störenfriede? Es gibt zwei Typen, jedenfalls von der Demokratie her gesehen. Die schlechten Störenfriede sind diejenigen, die nur an sich denken, die also egozentrisch sind – etwa Trittbrettfahrer –, oder aber sie sind schlecht, weil sie in der Masse agieren, also kollektivistisch agieren. Beides steht in einem Widerspruch zur Demokratie. Als Beispiel für die zweite Gruppe können Sie die meinetwegen faschistischen oder nationalsozialistischen Gruppen aus der deutschen und aus der Geschichte anderer europäischer Länder heranziehen. Als Beispiel für die erste Gruppe, die egozentrische, können Sie die Akteure der Finanzkrise heranziehen – also Menschen, die die Bereitschaft an den Tag legen, Institutionen zu untergraben um des persönlichen Vorteils willen, und dabei dann hoffen, dass sie sich irgendwie aus dem zusammenstürzenden Haus herausziehen können, vielleicht auf irgendein Atoll in der Karibik oder im Pazifik, wo auch immer.

Es gibt also diese schlechten Störenfriede; und vielleicht gibt es bei Ihnen auch so eine Art inneren Widerstand, sich überhaupt vorstellen zu können, dass es so etwas wie gute Störenfriede gibt. Dieser Widerstand ist durchaus verständlich, und zwar deshalb, weil dieses Wort Störenfried eigentlich kaum einen anderen Schluss zulässt als den, dass man nichts von ihm halten kann. Der Friede ist etwas, das wir schätzen. Der, der den Frieden stört, den können wir nicht schätzen, sondern den müssen wir bekämpfen. Das ist das ultimativ Schlimmste, was man sich vorstellen kann: jemanden, der den Frieden stört. Aber es gibt im Deutschen diese Wendung vom falschen und vom faulen Frieden. Und es gibt auch im Englischen, obwohl es in den anderen Sprachen interessanterweise nie so ein richtiges Pendant zu dem Wort Störenfried gibt, bei einem Dichter 1605 den Ausdruck

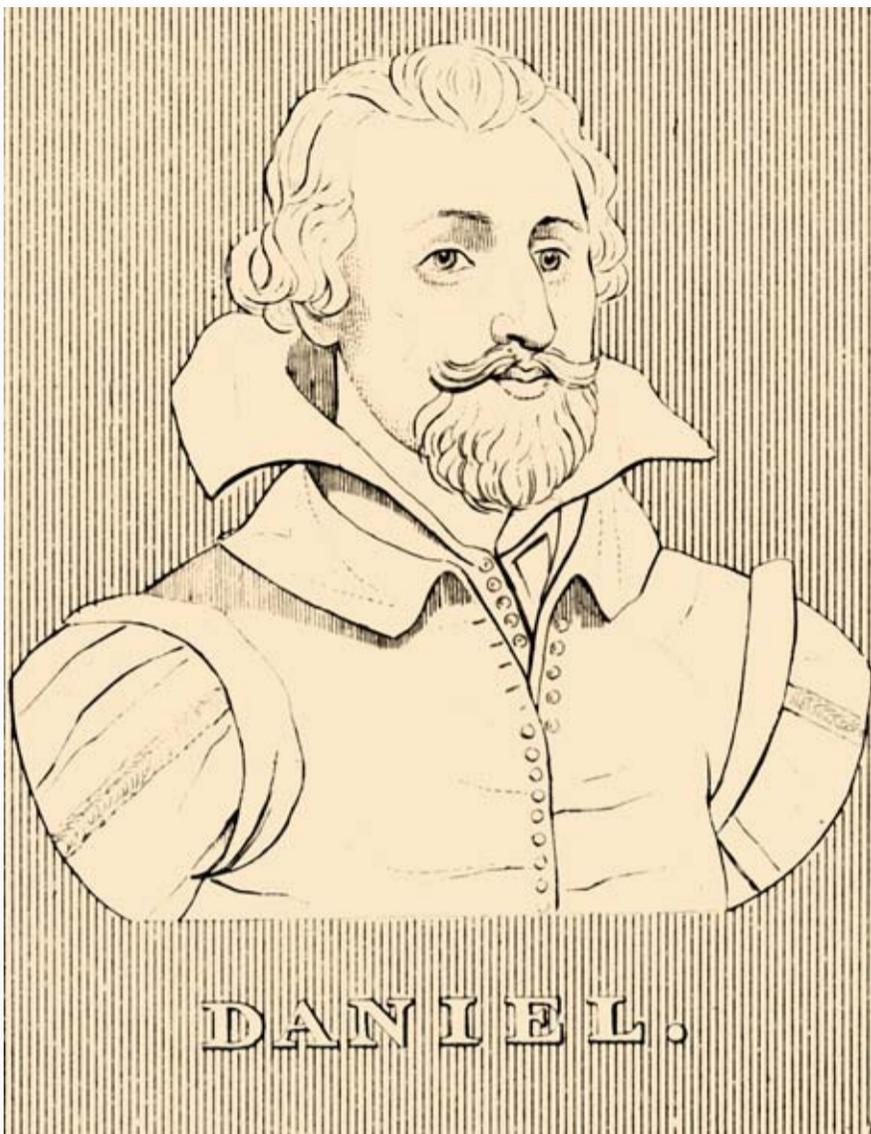


Foto: Heritage Images/The Print Collector/akg-images

Der englische Dichter Samuel Daniel (1562–1619) sprach schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts vom „wicked peace“, dem faulen Frieden, den es zu stören gilt.

## zur debatte

### Themen der Katholischen Akademie in Bayern

Jahrgang 50

Herausgeber und Verleger:  
Katholische Akademie in Bayern, München  
Akademiedirektor PD Dr. Achim Budde  
Redaktion: Dr. Robert Walsler (verantwort.),  
Dominik Fröhlich  
Fotos: Akademie  
Anschrift von Verlag u. Redaktion:  
Katholische Akademie in Bayern,  
Mandlstraße 23, 80802 München  
Postanschrift: Postfach 401008,  
80710 München,  
Telefon 089/38 1020, Telefax 089/38 1021 03,  
E-Mail: info@kath-akademie-bayern.de  
Druck: Kastner AG – Das Medienhaus,  
Schloßhof 2 – 6, 85283 Wolnzach.  
zur debatte erscheint zweimonatlich.  
Kostenbeitrag: jährlich E 35,- (freiwillig).  
Überweisungen auf das Konto der Katholischen Akademie in Bayern, bei der LIGA Bank:  
Kto.-Nr. 2355000, BLZ 75090300  
IBAN: DE05 7509 0300 0002 3550 00  
SWIFT (BIC): GENODEF1M05.  
Nachdruck und Vervielfältigungen jeder Art sind nur mit Einwilligung des Herausgebers zulässig.



vom „wicked peace“, also dem bösen Frieden (Samuel Daniel). Ein Scheinfrieden, das ist das, was er damals meinte.

Das heißt also, wir können uns einen Störenfried vorstellen, der dann in Ihrer Bewertung nicht mehr so schlecht abschneidet, wenn das, was er stört, gar nicht so gut ist, wenn also der Frieden faul ist oder falsch. Und wenn wir unsere Erinnerung an die Schulzeit mobilisieren, werden wir wahrscheinlich auch schnell Beispiele für solche Typen parat haben, d. h. Menschen, die es wagen, einen drakonischen Lehrer irgendwie frech anzugehen, und die dann auch bereit waren, die Sanktionen dafür zu tragen – und die wir dann dafür bewundern haben: einen Störenfried. Es gibt also bewundernswerte Störenfriede. Und damit bin ich bei der Seite der guten Störenfriede, die es aus meiner Sicht eben auch gibt.

### III.

Wenn wir jetzt von diesen allgemeinen Überlegungen noch einmal konkret auf die Demokratie schauen, dann glaube ich, dass man da – auf der Seite der guten Störenfriede – auch zwei Typen unterscheiden kann. Man kann sie vielleicht danach unterscheiden, ob sie mehr an sich selbst arbeiten und bescheidener agieren, oder ob sie mehr aufs Ganze schauen und ambitionierter agieren. Also, nur mal als Beispiel erinnere ich an den großen liberalen Philosophen John Stuart Mill, der sich bitter darüber beklagt, dass es in unserer Ge-

sellschaft so etwas wie Konformismus gibt, und dass man inzwischen schon dem Niagara-Fall vorwirft, dass er kein holländischer Kanal sei.

Was er damit meinte war, dass es diese gewaltige Bewegung dieses Wassers gibt, und die, die jetzt alles kanalisieren wollen, die halten das für falsch. Oder er hat davon gesprochen, dass eine Gesellschaft, in der das Exzentrische zum Vorwurf gereicht, nicht in einem gesunden Zustand sein könne. Im Englischen ist es noch interessanter; da heißt es „in a wholesome state“, dass also eine Gesellschaft, in der es keinen Exzentriker gibt, nicht ganz sei – was ja fast paradox ist. Können Sie sich vorstellen, eine Gesellschaft – Sie müssen sich eine Gesellschaft als Ganze vorstellen –, die den, der ausbücht, haben will, obwohl der ja eigentlich dauernd diese Vorstellung des Ganzen durcheinanderbringt. Dieses Bild, diese Bejahung des Exzentrischen, ist eine Urteugend (um dieses Wort auch in diesem Zusammenhang zu gebrauchen) einer beweglichen politischen Ordnung und einer Demokratie.

Und dann gibt es natürlich noch ambitioniertere Störenfriede, die vielleicht verkörpert werden von einer Figur wie Wilhelm Tell: „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, / Und neues Leben blüht aus den Ruinen“ (Friedrich von Schiller). Es handelt sich hier also um Störenfriede, die darangehen, eine ganze Ordnung anzugreifen, weil sie sie für falsch halten, und eine andere an ihre Stelle setzen wollen. Das ist natürlich hauptsächlich in der Kampfphase der Demokratie so gewesen, dass man diese Grundsatzfrage so gestellt hat.

Aber ich will vielleicht an einen Menschen erinnern, der in einem kleinen Ort in den USA gelebt hat und ein schrecklicher Eigenbrötler war, nämlich Henry David Thoreau, der Erfinder des zivilen Ungehorsams. Dieser Mann ist kurz vor dem amerikanischen Bürgerkrieg gestorben, hat also die Sklavenbefreiung nicht mehr erlebt. Er hat sich ungeheuer über die Sklaverei erregt, und nicht nur das: er hat auch etwas dagegen getan. Er hat also die Sklaven, die aus den Südstaaten entflohen waren, bei sich versteckt, was damals ein Rechtsverstoß war, und er hat sich geweigert, Steuern zu bezahlen für dieses damals ganze Amerika, das auf einem faulen Kompromiss basierte, wonach die Sklaverei im Süden erlaubt war und im Norden nicht. Aber natürlich hieß das, dass der ganze Staat diese Sklaverei als mindestens legal mitträgt, bis eben zum Ausbruch des Bürgerkrieges. Er hat dann gesagt, dass diejenigen, die Steuern zahlen, die Menschenverachtung unterstützen; deshalb zahle er sie nicht – und jeder, der die Steuern bezahlt, unterstützt die Verachtung von 6 Millionen Menschen.

Ich glaube also, dass wir uns daran gewöhnen müssen, dass in der Geschichte der Demokratie diese Art von Krisen, Herausforderungen und Verwandlungen eigentlich immer auf die Tagesordnung gehört haben. Wir haben auch die großen Theoretiker, die sich in dieser Weise geäußert haben. Ich will

vielleicht nur ein Zitat bringen, weil es in einem besonderen Moment, nämlich kurz vor 1933, verfasst worden ist, und zwar von dem großen österreichisch-deutschen Juristen Hans Kelsen, der dann ins Exil getrieben wurde. Er hat mit die schönsten Texte über Demokratie im 20. Jahrhundert geschrieben, darunter den Satz: „Die Einheit oder das Ganze des Staates ist kein ruhender Zustand, sondern ein sich immer wieder erneuernder Prozess, keine statische, sondern eine dynamische Einheit. Die Rechtsordnung ist ein ewiger Prozess, in dem sich der Staat immer wieder von neuem erzeugt.“ Hans Kelsen hat also kurz vor 1933 etwas gemacht, wo man sich doch eigentlich fragt, ob der nichts Besseres zu tun hatte? Hätte er nicht besser sagen sollen, dass wir jetzt nicht dieses Dynamische und dieses sich immer wieder neu Erzeugende zu betonen haben, sondern dass wir verteidigen müssen, was wir haben?

Trotzdem hat er genau diese Sache gesagt, und das ist etwas, wo wir heute auch zögern. Würden wir das denn heute genauso sagen wie Kelsen? Wir würden doch wahrscheinlich eher sagen: wir müssen retten, was zu retten ist, wir müssen irgendwie versuchen, die Institutionen zu stärken und im Zweifelsfall sie auch gegen die Menschen verteidigen, die sich von ihnen abkehren. Nur, dass wir dann am Schluss das Problem haben, dass wir Institutionen haben ohne Menschen, die sie unterstützen, oder vielleicht immer weniger. Also, das heißt, die Idee, die bei dem Kelsen-Satz dahintersteckt, läuft darauf hinaus, dass es keinen anderen Weg gibt für eine Demokratie, die diesen Namen verdient, als sie offensiv zu deuten als einen Prozess und nicht als einen Zustand. Und das ist etwas, was gerade in Zeiten der Krise, wo wir ja eigentlich nichts Bewegliches, sondern Halt suchen, etwas schwer zu lernen bzw. schwer auszuleben ist. Und deshalb lohnt hier die Erinnerung an einen, der damals alle Gründe gehabt hätte, eben nicht so zu sprechen, wie er es doch getan hat.

### IV.

Es gibt also durchaus auch eine gefährliche Tendenz bei vielen, die jetzt heute über die Krise der Demokratie sprechen, nämlich die Tendenz, auf die Institutionen zu schauen und die Institutionen gegen die Bevölkerung zu verteidigen. Meine These ist, dass genau diese Tendenz nach hinten losgehen kann und dazu führt, dass die Menschen sich dann erst recht von dieser Ordnung abkehren, weil sie dann nämlich ständig Argumente präsentiert bekommen, die letzten Endes auf ein langwährendes Muster in der Geschichte zurückgehen, nämlich, dass das Volk eigentlich zu blöd ist zum Regieren. Es gibt seit dem 18. Jahrhundert eine unzählige Male wiederholte Denkfigur, die darauf hinausläuft, dass das Volk das wilde Tier ist. So wird es da genannt und begegnet uns bis heute in ganz vielen Varianten, dass man eigentlich die Demokratie, die Institution, vor diesem Volk schützen muss.

## Diskussion der Referenten

Nach Ihren Referaten diskutierten Bischof Franz-Josef Overbeck von Essen mit Professor Dieter Thomä aus St. Gallen. Die Moderation hatte Detlef Esslinger, stellvertretender Ressortleiter Innenpolitik der Süddeutschen Zeitung.

Dieses Gespräch können Sie in unserem Audio-YouTube-Kanal nachhören: [www.kath-akademie-bayern.de/media-thek/audios/audio/demokratie-in-deutschland](http://www.kath-akademie-bayern.de/media-thek/audios/audio/demokratie-in-deutschland)

Wenn man genau das tut, und das haben auch schon Leute im 18. und 19. Jahrhundert direkt selbst gesagt, zum Beispiel Thomas Jefferson und Alexis de Tocqueville und solche Leute, genau wenn man das tut, wenn man also den Staat und die Institutionen vor dem Volk schützt, dann erreicht man den gegenteiligen Effekt, dann produziert man nämlich erst das Volk, was sich dumm verhält und nicht oder falsch entscheidet, sich heraushält, sich irgendwie am Schluss mit seiner Wut gegen diese Institutionen kehrt. Zum Teil gibt es heutzutage diese Tendenz – ein zentrales Stichwort in diesem Zusammenhang ist Expertendemokratie –, zu sagen: wir sind eigentlich zu blöd um zu wissen, was wir tun wollen; also müssen die anderen das entscheiden. Bloß, dass Experten das bekanntlich dann doch nicht so aus reiner Weisheit heraus richtig wissen.

#### V.

Wir brauchen letzten Endes also, in alternativloser Hoffnung, das Volk für die Demokratie, also auch diese Bereitschaft, in diese schwierigen Prozesse der Verteidigung, der Bewährung der Demokratie an der Basis heranzugehen. Deshalb gibt es Helden, Helden der Demokratie. Die guten Störenfriede also, aber auch andere, nämlich die guten Demokraten, die jetzt nicht stören, sondern erhalten. Da ich nun gerade ein Buch mit dem Titel „Warum Demokrati- en Helden brauchen“ fertiggeschrieben habe, möchte ich Sie aus dieser philosophischen Rhapsodie entlassen, indem ich eben diese Unterscheidung auch als Friedensangebot für die Diskussion un-

terbreite. Ich glaube, dass es zwei Typen gibt, die wir heutzutage haben in der Demokratie, und zwar Typen, die man vielleicht Helden der Übererfüllung nennen könnte, und Typen, die man Helden der Überwindung nennen könnte. Beide Arten von Heldentum sind für uns existenziell.

Die Helden der Übererfüllung sind diejenigen, die sich genau die Verteidigung der Demokratie zur Aufgabe gemacht haben, ohne dabei aber die Ordnung, die besteht, irgendwie in Frage stellen zu wollen. Sie machen nur einen Schritt, den man nicht von allen verlangen kann, und setzen sich dabei persönlichen Risiken aus. Menschen wie Tuğçe Albayrak zum Beispiel, die in Frankfurt zwei Mädchen vor der Belästigung gerettet hat und dann von dem Täter nachts um drei totgeschlagen wurde. Oder auch die Bürgermeister in den sogenannten national befreiten Zonen in Ostdeutschland, aber auch Bürgermeister, denen die Reifen aufgeschlitzt worden sind wie der Bürgermeisterin Silvia Kugelmann in Kutzenhausen bei Augsburg. Sie hat darüber in der ZEIT ein eindrucksvolles Gespräch gegeben. Es gibt also diese Helden der Übererfüllung; die tun etwas, was eigentlich wirklich unter Zivilcourage läuft, wo man aber jetzt nicht sagen kann, die machen einfach nur ihre Pflicht. Die tun schon noch ein bisschen mehr als ihre Pflicht.

Daneben gibt es die Helden der Überwindung, die immer noch daran erinnern, dass diese Ordnung vielleicht auch blinde Flecken hat, Schwächen, und dass diese Demokratie immer unfertig bleibt. Dazu gehört sicher auch, da treffen sich nun unsere Überlegungen, jemand, der als Klima-Aktivist oder als



*Braucht die Demokratie Tugendhelden oder Störenfriede? Darüber diskutierten Prof. Dieter Thomä (li.) und Bischof Franz-Josef Overbeck (re.) unter der*

*Anleitung von Detlef Esslinger, dem stellvertretenden Ressortleiter Innenpolitik der Süddeutschen Zeitung.*

Klima-Aktivistin auftritt. Da agieren nämlich Leute, die uns wachrütteln und die uns dann auch eine ziemlich brutale Frage stellen. Diese Frage kann ich vielleicht in Anknüpfung an etwas, was Herr Overbeck gesagt hat, nochmal stellen. Sie haben am Anfang Ihres Referats gesagt, wir müssen in der Demokratie von der Mitte her denken, und haben damit eben die Warnung vor den Radikalen ausgelöst. Wenn wir jetzt an die junge Generation denken, dann wird man den Eindruck ja nicht los, dass, wenn die an die Mitte der Gesell-

schaft denken, in der wir uns befinden, sie manchmal das Gefühl haben, dass die Mitte stinkt, dass also zu wenig getan wird in dieser Mitte, zum Beispiel bezogen auf die Rettung der Schöpfung. Und das ist dann der Punkt, an dem die Helden der Überschreitung auftreten, und nicht nur die Helden der Übererfüllung. □

## Reihe „Wissenschaft für jedermann“ Das aCar

### Nachhaltige Mobilität für ländliche Regionen

Fehlende Mobilitätskonzepte in den ländlichen Regionen stellen in Subsahara-Afrika eine große Herausforderung für die dort lebende Bevölkerung dar: Der Weg zum Markt, zur Schule oder zu Einrichtungen der medizinischen Grundversorgung dauert aufgrund fehlender Mobilitätsmittel oder schlechter Wege sehr lange. Um diese Probleme der Subsahara-Region nachhaltig zu lösen, wurde das *aCar mobility-Projekt* von der Technischen Universität München (TUM) ins Leben gerufen.

Bei der Veranstaltung *Das aCar. Nachhaltige Mobilität für ländliche Regionen* am 12. Februar 2020 im Deutschen Museum erläuterte Prof. Dr. Markus Lienkamp, Professor für Fahrzeugtechnik an der TUM und Mitglied im Wissenschaftlichen Rat der Akademie, das unter seiner Federführung stehende Projekt und stellte das fertig entwickelte aCar vor. Martin Šoltés, einer von Markus Lienkamps ehemaligen Studenten und jetzt Geschäftsführer der Firma *Evum Motors*, die die kommerzielle Weiterentwicklung des aCars betreiben, ergänzte die technischen Erläuterungen mit Ausführungen zur Produktion und Markteinführung.

Auf dem [YouTube-Kanal](#) der Katholischen Akademie in Bayern ist ein Vi-

deo zu sehen, das im ökumenischen Fernsehmagazin *Kirche in Bayern* ausgestrahlt wurde und die wichtigsten Aussagen zusammenfasst.

Innerhalb des aCar-Projekts wurde gemeinsam mit afrikanischen Partneruniversitäten ein Fahrzeug entwickelt, das herausfordernde Straßenverhältnisse meistern kann und den Anspruch auf Nachhaltigkeit erfüllt. Dieses Vehikel ist als elektrisches Allradfahrzeug konzipiert, und die mit Strom versorgte Ladefläche ist für verschiedenste Anwendungsfälle im Personen- oder Gütertransport nutzbar. Elektrofahrzeuge sind unabhängig von einer Tankstellen-Infrastruktur, können durch Photovoltaik-Stationen mit Energie versorgt werden und profitieren damit von niedrigen Gesamtlebenszykluskosten.

Der erste Teil des Vortrags von Prof. Dr.-Ing. Markus Lienkamp von der TU München befasste sich mit den Hintergründen des Projekts und den ermittelten Anwendungsszenarien in Subsahara-Afrika. Weiterführend wurden die Konzeptentwicklung und das Fahrzeug vorgestellt. Der Vortrag schloss mit den Zielen und Visionen für das aCar-Projekt. Diese zeigen, welchen Einfluss ein solches Fahrzeugkonzept auf die Region südlich der Sahara haben kann. □



*Martin Šoltés von Evum-Motors (li.) und Prof. Dr. Markus Lienkamp, Professor für Fahrzeugtechnik an der TU München, referierten im Deutschen Museum.*



Foto: Evum Motors

*Das aCar, wie es bald im Einsatz sein wird. In Afrika, aber auch in Europa.*